



## Blicke auf die sächsische Schweiz.

### I.

#### Die Bastei bei Rathen.

So heist von der Aehnlichkeit, welche einige am rechten Elbufer hinauf jäh emporsteigende Sandsteinwände mit Befestigungswerken haben möchten, der Vorsprung eines Felsens in der sogenannten niedern Schweiz. Die Beschauer dieser Naturschönheiten, die wenigstens einen dreitägigen Zeitraum dazu bestimmen sollten, dürften dieß Bel Respiro — denn lustig ist es stets hie — wohl am schicklichsten zum Zielpunkt ihres ersten Tagewerks machen; da sie dann doch noch Abends in Schandau eintreffen können. Die Aussicht ist entzückend, und durch den in seinen Ufern und in seiner Schifffahrt vielfachbelebten Elbstrom, den man in einer Höhe von mehr als 800 Fuß so mahlerisch zu seinen Füßen sieht, der einzige Punct der Art, in der ganzen vielgestalteten sächsischen Schweiz. Noch ganz zuletzt hat ein feiner Beobachter (Sachsen, historisch-topographisch-statistisch dargestellt, von D. Mosche, 1. Band, Leipzig, Steinacker in Commission, 1817) den ganzen Gesichtskreis, den das Auge von hier auffaßt, genau angegeben, und durch ein radirtes Blatt von dem Landschaftsmaler Faber verdeutlicht. (S. 109 bis 111.) — Es verdient bemerkt zu werden, daß durch die von vielem Geschmack geleiteten Bemühungen des wackeren königl. Försters in Rathen, seit kurzem sowohl der steile Zugang von der Vogeltecke

hinauf, als der Felsenvorsprung selbst, mit mancherlei Bequemlichkeiten und einem gastlichen Obdach versehen wurde, wo in den Sommermonaten eine eigene, wohl versehene Wirthschaft sich angesiedelt hat, und den Ermüdeten allerlei Labsal darbietet. Nur wäre noch mehr selbstgewachsenes grünes Laubdach zu wünschen. Am Johannisstage war hier ein Concert von Blasinstrumenten veranstaltet, wozu selbst aus Dresden mancher Liebhaber wallfahrtete. Durch Pulverknall die hier in hundert Schalleitern und Zungen geschwähige Echo zu reizen, ist seit kurzem verboten. Ging dieß Verbot von einer obern Behörde aus? — Wir preisen jeden glücklich, der auf eigenen Füßen zu stehen vermag (für zartere Organisation ist durch einen Fahrweg gesorgt, der bis zur Bastei selbst führt) und so von der höchstpittoresken, engumschlossenen Utewalder Thalschlucht herauf sich die Ueberraschung von diesem unbeschreiblichen Panorama auf einmal verschaffen kann. Wer von dem Elbufer und von den Neurathner Ruinen empor klimmt, hat sich das Beste schon vorweg genommen. Man übersieht ja dieß alles von der Bastei selbst so genau, und die hier lebhafter angeregte Fantasie ergänzt so leicht das übrige. Von der Bastei steigt man dann, die Wagenspuren und Thoreinsparungen der alten Felsenburg, die durch eine lederne Brücke mit der Bastei zusammenhing, wohl unbeachtend, in den Amselgrund herab, erfrischt und erquickt sich an der Cascatelle des Amselloches, und gelangt durch die malerisch gelegene Mühle an der ersten Vertiefung des Grundes

nach Rathewalde, um von da in dem dort wartenden Wagen über den Ziegenrück, der noch der herrlichsten Aussichten viele darbietet, gerade zu nach Schandau zu fahren.

### Auf der Bastei,

den 18. Juni 1817.

Klein erschien mir der Mensch, ich gesteh' es, sah  
ich die Massen,

Die einst mächtige Flut thürmte zu Pfeilern  
empor.

Denn Jahrhunderte traten herauf, Jahrhunderte  
schwanden,

Und kaum naget am Fels leiser Verwitterung  
Zahn.

Menschengeschlecht' erstanden, und Menschengeschlech-  
te vergingen;

Allen trotzte die Stirn dieser erhabnen Bastei.

Dennoch — ich glaub' es und der den Strom und  
den Felsen ins Seyn rief,

Stärke den Glauben in mir! — lach ich des tro-  
zenden Steins,

Der hier ewige Dauer mir lügt. Ich nur bin un-  
sterblich.

Felsen verwittern. Der Geist schwingt sich un-  
sterblich zu Gott.

Böttiger.

### Das Gleichgewicht von Europa.

Von dem Verfasser des Polybius.

Ruperti hieß der sonderbare Mann, den dies Problem so sehr beschäftigte, daß es bei ihm zur fixen Idee geworden zu seyn schien. Er war groß und schön von Gestalt, und höchst lebhaften Geistes, obgleich schon ziemlich weit in den sechziger Jahren vorgerückt. Als Legations-Sekretär eines bedeutenden Staates, hatte er in seiner Jugend halb Europa durchstreift, und endlich eine lange Zeit mit der größten Auszeichnung in Constantinopel bei der Gesandtschaft gestanden. Er verlangte seine Entlassung, und kehrte nach vieljähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück. Hier lebte er von einem großen Vermögen, das er, man wußte nicht wie, erworben. Verwandte hatte er nicht mehr, auch war er, so viel man wußte, — unverheirathet. In dem schönen Garten, den er vor dem Thore bewohnte, ging er zuweilen in türkischer Kleidung spazieren. Sein Wohnzimmer war mit vielen ausländischen Bäumen besetzt, und auf die Wände desselben waren Palmen gemalt, zwischen deren hohen Stämmen, man Ansichten von Constantinopel erblickte. Die Stadt trug sich mit den sonderbarsten Gerüchten über ihn, wozu sein Reich-

thum, seine heftige Gemüthsart, und die sonderbare Gewohnheit, die er an sich hatte, nicht wenig beitrugen. Im ernsthaftesten Gespräch mit Fremden oder Bekannten, pflegte er nämlich bisweilen sehr hastig, die Frage einzuschieben: „wie wird's mit dem Gleichgewicht von Europa?“ Lachte man hierüber, so ward er roth vor Zorn, stampfte mit dem Fuße, und brach alle weitere Unterredung ab. Schien man hingegen es nicht zu bemerken, so setzte er das Gespräch unbesungen fort, bis ihm nach einigen Minuten seine Lieblingsfrage wieder entfuhr. Kein Mensch vermochte dieser Sonderbarkeit auf den Grund zu kommen; auch die Personen, die er am öftersten und liebsten sah, hatten in den 20 Jahren, die er nun aus dem Orient zurück war, nichts darüber erfahren können. Mit dem größten Interesse hing er an dieser Weltgegend, und der unbedeutendste Artikel in den Zeitungen, wenn er irgend eine Dertlichkeit von Constantinopel berührte, konnte ihn bis zur tiefsten Rührung erweichen. Da er, sein aufstrebendes Wesens ungeachtet, ein sehr gutmüthiger Mensch, und, die fixe Idee vom Gleichgewicht Europa's abgerechnet, ein sehr besonnener und gelehrter Mann war, so ging man gern mit ihm um, und sah ihm seine Schwächen nach. Er hatte es kein Hehl, daß er unter der Jugend seiner Vaterstadt, einen Erben seines Vermögens sich ausersehen wollte, und diese Auserkung machte ihm Alt und Jung, Eltern und Kinder geneigt. Dennoch schien eine junge Waise, Julie Hermannsfried, die bei einer Verwandtin lebte, die präsumtive Glückliche zu seyn. Und in der That hatte der alte wunderliche Ruperti sehr klug gewählt; Julie war das reizendste Geschöpf das man sich denken kann, und ihr Geist und Herz nicht minder schön als ihr Aeußeres. Was man erwartet hatte, geschah bald. Der alte Legationsrath nahm Julien förmlich an Kindesstatt an, und sie bezog sofort die ihr bestimmte, vortrefflich eingerichtete Wohnung in seinem Hause.

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit kam ein griechischer Kaufmann, Namens Staffa, auf der Rückreise, von einem berühmten Handelsplatz in die Stadt. Geschäfte nöthigten ihn, hier zu verweilen, und durch seine Adressen ward er in mehreren angesehenen Häusern bekannt. Es war ein feiner, junger Mann, dem seine hohe Gestalt und seine zarte orientalische Gesichtsbildung sehr interessant machten. Sein gebildeter Geist, mußte den vortheilhaften Eindruck, den er gemacht hatte, zu erhalten, ja zu erhöhen, und er ward bald der Liebling des ganzen Ortes.

Rupert i erfuhr davon, obschon ihn eine Unpäßlichkeit seit einiger Zeit verhinderte, seinen Garten zu verlassen. Julie aber hatte den Fremden in einigen Gesellschaften gesehen, und kam immer zufriedener mit dessen Bekanntschaft zurück. Ja, ihr Lob des jungen Staffa, fing an ein so glänzendes Colorit zu tragen, daß Rupert i manchmal lächelnd mit dem Finger drohte, und Julie gar nicht mehr ungläubig lächelte, wenn ihr Pflegevater die Vorzüge des Orients und der Orientalen so sehr heraus hob.

Endlich gingen Juliens Wünsche in Erfüllung. Rupert i und Staffa sahen sich am dritten Ort, und beide schienen einander zu behagen. Vorzüglich betrachtete der Legationsrath den jungen Mann mit großem Wohlgefallen, und hatte seine größte Freude daran, wenn dieser mit nationalem Feuer von seinem Vaterlande erzählte.

Julie bat den Griechen, ihr einmal ein Lied in seiner Muttersprache vorzusingen. Er bezeugte sich sehr willfährig gegen das reizende Mädchen, und sang, indem er sich mit der Guitarre begleitete, verschiedene heitre, fröhliche Weisen. Julie bemerkte, sie habe geglaubt, die Melodien der Neugriechen, trügen einen schwermüthigern Charakter.

„Auch damit reizende Julie“ — sagte Staffa — „kann ich aufwarten.“ Nach einem kurzen Vorspiel sang er jetzt eine höchst melancholische Romanze. Die tiefen einfachen Klänge waren so rührend, daß niemand auf Rupert i Acht gab, der in der wunderbarlichsten Ekstase auf seinem Stuhle hin und herfuhr, bald halb laut in fremder Sprache redete, bald still vor sich hinmurmelte.

Eben wollten mehrere Personen um Verdeutschung des Textes bitten, als Rupert i wie ein Pfeil auf Staffa zusuhr, ihn am Arme packte, und mit rollenden Augen fragte: „Herr, wo haben Sie den Text her — und wie steht es mit dem Gleichgewicht von Europa?“ Staffa, der nicht wußte, was er auf die letztere ganz unpassende Frage antworten sollte, und den alten Herrn für wahnwizig hielt, war im Begriff sich unsanft von ihm los zu machen, als ein Dritter ihm des alten Diplomatifers unschädliche Sonderbarkeit ins Ohr flüsterte. Staffa beruhigte sich und antwortete gefasster, dieß Lied habe ihm seine Wärterin als Kind vorgesungen, weiter wisse er nichts davon.

Die Gesellschaft war doch durch den Auftritt gestört, und man machte Anstalten aus einander zu gehen, als Rupert i, der bald tief sinnig an den

Boden gesehen, bald unruhig hin und hergegangen war, mit seiner Lieblingsfrage noch einmal auf Staffa zutrat, und hinzu setzte, er möchte ihm unverholen über seine Herkunft Nachricht geben; er glaube, ihm interessante Umstände mittheilen zu können.

Der Grieche schien diese Zumuthung nicht gut aufzunehmen. Kalt erwiderte er, hier sey der Platz nicht zu dergleichen Erklärungen, aber er werde nicht verfehlen den Herrn Legationsrath in seinem Hause aufzusuchen. Rupert i fing an türkisch mit ihm zu sprechen, aber Staffa schritt ohne Antwort zu geben zur Thür hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Sonett en un f u g ü b e r g e l e h r t e S a c h e n.

15.

#### F e i n S t i m m c h e n.

Wir freun uns wohl an alten Rittervesten  
An Schild und Helm und Lanz und Schwerdter-  
flingen,

Am Panzerhemd mit schweren Eisenringen,  
Am Roder selbst von solchen Ueberresten

Doch geben wir so leicht es nicht zum besten,  
Mit Tartsch und Kolben selber umzuspringen,  
In Schien und Bruststück unsern Leib zu zwingen  
In Helm und Koller statt in Rock und Westen!

Auch ist der Ahnherr Sinn und hohe Weise  
So leicht nicht an-, und unsrer ausgezogen,  
Denn Kern ist Kern, und Niemand wird betrogen;  
So denk' ich auch, wenn ich, wie Sporen klirren,  
Die Reime hör durch alte Weisen irren,  
Und aus dem Stiesel Stimmchen piept so leise.

Fr. Kuhn.

#### R ä t h s e l.

Mich hat Natur aus Horn geschaffen,  
Dem Wilden dien' ich, wie dem Thier,  
Geht es zum Kampf, statt andrer Waffen; —  
Der schönen Hand dien' ich zur Zier.  
Der Künstler schmiedet mich aus Eisen,  
Ich zeige Huf- und Haderspur,  
Wie sitz' ich in dem Kopf des Weisen  
Man findet mich bei Secken nur.

K a p f.

# Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Am 17. Juni. Zum erstenmale: Faust. Trauerspiel in 5 Aufzügen, von August Klingemann, nach der alten Volkslegende bearbeitet.

Wir — die Kritiker haben sich nun einmal dieses Gesamtwort angeeignet, damit sie gleichsam ihre Regenteneigenschaft und Unverletzlichkeit dadurch bezeichnen möchten — müssen es nur gestehen, daß wir uns den Faust unsrer Idee ganz auf einem andern Standpunkte denken, als er hier, als er in des Maler Müller Faust bei Klingner, ja als er selbst in dem herrlichen Göthischen Torso steht, so, daß wir nicht selten gesagt haben, ehe würden wir die gediegene Ausführung eines Faust nicht anerkennen, als bis darin nicht dieser vom Teufel geholt worden sey, sondern vielmehr selbst den Teufel geholt habe. So hoch steht uns dieser Charakter, in welchem wir das Streben nach dem Höchsten was der Mensch durch geistige Vollendung erringen kann, in diesem Sinne selbst die Herausforderung und Bekämpfung des bösen Principes, endlich aber die Vergewaltigung desselben, aber auch in demselben Augenblicke der höchsten Culmination den irdischen Untergang, oder vielmehr den Uebergang zu einer überirdischen Ordnung der Dinge finden. Es ist hier nicht der Ort dieses weitläufiger aus einander zu setzen, aber es will uns doch bedünken, als ob der Dichter, welcher einen solchen Faust, als Drama, wozu er sich wohl, wenigstens zur Aufführung, am mindesten eignen dürfte, oder als Epos, oder als Satyre, im potenzierten Sinne des Wortes schriebe, keine Ilias post Homerum, selbst bei den vorhandenen braven Bearbeitungen dieses Gegenstandes hervorbringen würde.

Daß uns nun von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, der vorliegende Faust nicht befriedigen konnte, versteht sich von selbst. Der Verf. dieses Trauerspiels hat ihn unter seinen Mitbewerbern am niedrigsten, das heißt, am sinnlichsten gestellt, ob er freilich wohl glaubte ihn dadurch für die neuere Bühne, welche doch nicht Reflexionen sondern Erscheinungen und Gefühle aus und durch die Sinnenwelt geboren, wiedergeben soll, am brauchbarsten und angemessensten zu verarbeiten.

Nur Sinnenliebe ist die Arie, um die sich Fausts Streben und Wirken in dem Klingemannischen Trauerspiele dreht. Wäre es reine, Gottverwandte Liebe, so wäre wohl am Ende dadurch das Höchste bezeichnet, von dem wir vorhin sprachen, und wodurch vielleicht einzig und allein jener Sieg über den Teufel möglich werden konnte, so wie vielleicht ebender erste Sieg des bösen Principes durch den ersten Liebesmangel entstand, aber es ist nur der Trieb nach Wollust, nach dem gemeinsten Sinnenrausche, nach einer feurigen Höllenumarmung, die er mit dem ätherischen Hauche milderer Zuneigung vertauschen will, der ihn stachelt, und ihm zu Gefallen, von so schmutzigen Nezen bestrickt, schließt er den Bund mit der Hölle, vergiftet Weib und Kind, und ermordet den Vater. Darin scheint uns die Hauptursache zu liegen, daß höheren Naturen dies Gemälde nicht gefallen kann. Nicht weil es zu gräßlich ist, denn das Gräßliche kann immer auch erhaben seyn, wie z. B. im Ugolino, sondern weil es zu niedrig ist. Und so verschwendet der Dichter umsonst an diesen Stoff viele Trefflichkeiten des Styls, viele einzelne schöne Stellen, viele Momente, die in einer andern Nachbarschaft tief und rein ergreifen würden, und manchen Zauber des Verses, den wir einem andern Werke

wünschten. Vollends der Zug zuletzt, wo der Faust den erprobten Höllenwang weggiebt, um nur bequemer seine Helene umarmen zu können, und der Sophismus des Satanas, mit welchem er Faust demonstrirt, daß das Unterzeichnen des Höllenpakts seine erste Sünde sey, wobei ein so rechtskundiger Mann, wie Faust war, ihm doch aus der Carolina noch hätte beweisen können, daß ein unbekanntes Verbrechen, wie der Mord seines Kindes, von dem er noch nichts wußte, und ein unfreiwilliges, wie der durch Zufall hervorgebrachte Tod des Vaters, gar nicht bei einem Teufel, der doch auch quid juris verstehen müsse, mit in Anschlag gebracht werden könne, machen den Schluß und die Entwicklung des Stückes doppelt peinlich und inconsequent. Der sehr geachtete Verfasser des Columbus, des Moses, Luther, Heinrichs des Löwen und anderer recht wackerer Stücke, verzeihe uns diese offen ausgesprochene Meinung, die seine Verdienste nicht herabwürdigen kann.

Mit der Darstellung des Stückes konnte man im Ganzen wohl zufrieden seyn. Herr Hellwig bewährte als Faust eine mächtige Kraft, und gab uns besonders in den vier ersten Akten sehr gelungene Scenen. Im fünften Akt schien ein äußerer Einfluß auf der Bühne ihn zu stören, und überhaupt ist der nun unterliegende Faust weniger interessant als früher. Mad. Schirmer war als Käthe so lieblich, fromm und mild, daß der Verbrecher, der sie mordete, um so entschuldlicher neben ihr stand. Als Mephistophiles hätten wir Herrn Drewitz noch mehr Teufliches in Stimme und Haltung gewünscht, seine Maske war jedoch gut gewählt, sein Streben löblich, und es dürfte überhaupt eine der schwierigsten Aufgaben seyn, diesen vermenschlichten Teufel seiner Abstammung würdig darzustellen, ohne doch Abscheu, nur Abneigung und Furcht zu erwecken. Die Rolle des Wagners, den Herr Julius sorgfältig gab, ist zu schwach skizziert, und fällt dadurch hier und da fast ins Komische, so sollte der einfache, gute, jedoch leicht zu verführende Mensch nicht gehalten seyn, und Herr Julius fühlte das sehr wohl. Am schlimmsten ist aber die Schauspielerinnen daran, welche den teuflischen weiblichen Unhold, Helene, spielt, und wir bedauerten Mad. Hartwig sehr in dieser Rolle, so wie wir jede Schauspielerinnen bedauern, die sie übernehmen muß, da ja der milden Natur des Weibes eben diese Furien-Larve, die doch wieder das Aeußere einer liebenden Verführerin haben soll, doppelt widrig seyn muß. Die Dekorationen, besonders die am Schlusse des ersten Aktes, waren recht brav, und Feuer gab es am Schlusse des Ganzen genug aus verschiedenen Höllenrachen.

L. H. Hell.

Am 19. Juni. Johann von Paris.

Nachtraall-Grünbaum wollte von Berlin, wo sie mit ihrer Melodien-reichen Kehle den größten Beifall eingeerntet hatte, nach Prag wieder zurückziehen, als wir sie in Dresden für Einen Abend wenigstens zum Verweilen luden, und noch einmal von ihr die Prinzessin von Navarra mit allem Reiz und aller Gewandtheit ihrer Zauberstimme sinen hörten. Das Publikum war von neuem durch diese herrlichen Klänge, besonders des ersten Finals und des Troubadours, entzückt, und begleitete die Nachtigall auf ihrem weitern Fluge mit den innigsten Wünschen und dem wärmsten Dank. — In Abwesenheit von Dem. Emilie Zucker gab Dem. Hunt die Rolle der Lorezza, und wir hatten alle Ursache mit ihr zufrieden zu seyn.

L. H. Hell.